

„Onkel Anton aus Königsberg sah wegen eines kleinen Laßhemmes drei Tage in Matland eingekerkert. Spät du bist eingekerkert zu sein? Ich meine: ja.“

„Ich weiß. Du müßtest uneingekerkert aus Stallen nach Berlin zurückkommen. Also schön, du sollst recht haben. Aber was machst du mit dem verfluchten Revolver?“

„Hab' mir alles sein ausgebadet. Du wußtest so wie so keine alten Pantoffel wegwerfen. Du machst du ein Paletchen davon aber vorher best du den Revolver in den linken Pantoffel. Wenn mir dann mit unseren Kunden durch den Wald marschieren, wird sich schon eine Gelegenheit finden, das Paletchen unauffällig in ein Gebüsch gleiten zu lassen.“

„Ich nahm diesen Vorschlag einstimmig an. Gleich nach dem Kaffe zogen wir von dannen, mit unseren Kunden, die herrliche Dolomitenstraße entlang. Der Keller lief uns nach; ich dachte, wir hätten etwas zu bezahlen vergessen. Aber es ergab sich, daß wir etwas Anderes vergessen hatten, nämlich den bestellten und vorausbezahlten Proviant; ja, damals gab es noch eifrige Leute auf der Welt. Wer würde einem heute noch vergessene Frühstückstullen nachtragen?“

„Wir sahen wenig von der Schönheit der Natur. Unser ganzes Trachten blieb darauf gerichtet, ein Gebüsch am Weg zu entdecken, das meinen Revolver unauffällig verschwinden lassen möchte. Ein solches Gebüsch fand sich nicht — wohl aber tauchten plötzlich in der Ferne zwei schwarze, rotelinge Fiedelräder nebst Dreimaßern auf. „Carabinieri!“ rief ich meine Frau. „Sie werden deinen Kutscher untersuchen, wir werden eingesperrt, wir verschmachten im Kerker. Was machst du jetzt?“

„Nun hier es kaltes Blut bewahren. Noch konnten die beiden Schwertschärfer genötigt werden unsere Bewegungen wahrzunehmen. Mit unmaßstäblicher Fügigkeit verwandelten wir uns in zwei rasende Wanderer. Harnisch lagerten wir auf grünem Rasen. Kurz bevor die Carabinieri uns erreichte, erhoben wir uns mit vollendeter Rabidität. Nicht ohne daß ich vorher das Revolverpalet zwischen ein paar schwebende Stunden verstaubt hätte.“

„Über der Erde mislang schmächtig. „Hallo, hallo!“ schrien uns die Carabinieri nach, die Herrschaften haben hier etwas liegen gelassen.“

„Sagt man mir geliefert.“

„Obel Erbarment!“ rief meine Frau und sank in die Knie. Sie rief deutlich, denn sie kann nicht viel Italienisch. Die Carabinieri begann das Palet auszuwickeln.“

„Nun sah auch mein ahnender Geist uns beide im Zuchthaus. Aber nach ein letztes verurteilte ich. Ich schmor — auf gut Italienisch —: Wir haben nichts liegen lassen. Das Palet gehört uns nicht. Das lag schon da als wir kamen.“

„Mißtrauisch blickten die Wächter des Revolvergesetzes uns ein Weischen an. Dann sagte der eine zum andern: „Nun gut. Dann essen wir die schönen Butterbrote aus.“

„Ja, ja. Ich hatte richtig in der Gie des falschen Palets entdeckt. Den Revolver brachte ich nach Deutschland mit. Mein Mensch hat sich um ihn gekümmert.“

Bunte Zeitung.

Neues Verfahren der Wiszengigier. Obwohl sich in den letzten Jahren die Untersuchungen über die Entgiftung giftiger Pilze gemehrt haben, war es bisher doch nicht möglich gewesen, eine wirksame, zuverlässige Entgiftungsmethode ausfindig zu machen. Nun soll es aber neuerdings gelungen sein und zwar durch ein verhältnismäßig einfaches Verfahren, die Giftstoffe der giftigen unvertilgbaren zu machen. Die nach einem Bericht in der „Pharmazeutischen Zentralhalle“ von Caspar erprobte Entgiftung besteht nämlich nur darin, daß man die Pilze etwa 15 Minuten lang in eine auf die Hälfte mit Wasser verdünnte und bis zum Sieden erhitzte Lösung von doppeltsourem Natron legt. Das Natronwasser ist sodann wegzugießen, weil man nicht sicher weiß, ob es durch die Verbindung mit den Giftstoffen nicht nun etwa seinerseits vergiftet ist, worauf man die Pilze noch etwas mit Essig säuert und dann in der gewöhnlichen Art verkocht. Die auf diese Weise erzielte Entgiftung, die, nebenbei bemerkt, absolut sicher wirken soll, scheint dadurch zustande zu kommen, daß die in den Pilzen enthaltenen giftigen Glykoxide von dem alkalischen Natron gespalten werden und die Säure sich daraufhin in leicht lösliches Natriumsalz verwandelt. Jedenfalls sollte man alle auch nur einigermaßen zweifelhaften Pilze vor dem Genuß diesem einfachen Entgiftungsverfahren unterziehen, ehe man sie mit dem guten Willen zusammenkostet.

Da unter Umständen schon ein einziger Giftspitz ein ganzes Pflanzengestirb vergiften kann. Es besteht sich aber von selbst, daß man an Pilzen, wie dem Salamis oder Königspilz, die über gar dem Amolienblätterpilz die Entgiftung von vornherein nicht vornimmt, da der Giftgehalt dieser Pilze so groß ist, daß selbst ein kräftig wirkendes Entgiftungsverfahren bei ihnen befruchtbar kann. Bittere Pilze kann man, um sie als nahrhaftes Säureerzeugnis zu verwenden, durch Dörren entgiften, worauf der scharfe Geschmack fast ganz verschwindet.

Wirksamer Trick. Ein Wiener Bürger suchte lange eine neue Wohnung. Alle seine Bemühungen waren vergebens. Schließlich verzief er auf einen Trick. Er infizierte: „Amerikaner sucht leere Wohnung.“ Der „Amerikaner“ zog. Während dem Wandsmann nicht eine einzige Wohnung zur Verfügung stand, wurden dem Amerikaner auf der Stelle zehn leere Wohnungen angeboten, die dem Wohnungssucher zur weiteren liebevollen Behandlung angeboten wurden.

Literatur.

Ein neuer Roman von Walter Bloem. Walter Bloem ist mit der ersten Band des historischen Romans „Gottesferne“ herausgegeben. (Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.) Es ist ein historischer Roman im besten Sinne des Wortes. Bloem malt Geschichte und Kulturgeschichte im Romanstil und mit Romaninhalt. Sein Sinn für geschichtliche Entwicklungen, sein Verständnis für den Geist und das Gefühl der Masse und für Massenpsychologie, sowie die Technik, mit der er historische Tatsachen künstlerisch gestaltet, haben die vorzügliche Romantrilogie aus dem siebenziger Krieg entstehen lassen. Nach ihr sind die Erwartungen, die auf Bloem gesetzt werden, natürlich aufs höchste hinaufgeschraubt. Wenn diese Erwartungen in dem neuen Roman auch nicht voll befriedigt werden, so ragt das Buch doch aus der Reihe der vielen historischen Romane, die die gereifte und nach nationaler Einsicht jugende Zeit gebietet, tumhoch heraus. Der Roman spielt zur Zeit des Kampfes zwischen dem Bürgerkriegsgeist mit der Stadt und der heimlichen Erkenntnis der Weichen, daß sie die Geschickteiten seien. Er führt uns den Ausgang des Mittelalters vor Augen, die Zeit, da die Konvention des Mittelalters mit dem Neuerungstrieb der erkennenden Menschen kämpft. Einzelne Personen werden geschildert, in ihrem Lieben und Hasen, in ihrem Streben und Empfinden. Auf- und Niedergang einzelner Personen, Einzelneigenschaften und Verdrüßungen, Liebesidyllen, psychologische Betrachtungen; das ganze Witzzeug des Romanstilvollers ist vorhanden. Aber all das ist nicht das Wesentliche. Das Wesentliche sind die historischen Tatsachen, das Verhältnis des energiegelassen und misperksanen Bischofs zu den von Steuern gedrückten Bürgern. Die revolutionären Umtriebe, das Entweichen der erragten Stimmung, der Zukunft selbst, die Verjährbarkeit der Gesetze während der bewegten Tage; das sind Schilderungen, in denen Bloem Meister ist. Sie stehen den Schilderungen von den Gefährten des Volkes nach der Kriegserklärung und nach der Meldung der Siege aus der bekannten Trilogie ebenbürtig zur Seite. Technisch ist der neue Roman so bedeutend wie die Trilogie. Wenn er nicht in demselben Maße wirkt wie Bloems berühmtes Werk, so liegt das zum Teil am Thema selbst, zum Teil aber daran, daß der Dichter, wenn er auch keineswegs doktrinar wirkt, dem Vorwurf doch nicht ganz objektiv gegenübersteht. Er sieht diesen Dingen nicht ganz objektiv gegenüber, will aber keine Stellung einnehmen; so hat man ab und zu das heimliche Gefühl, als ob der Dichter sich Manches abgequält hätte. Andererseits enthält der Roman Szenen von solcher Macht und hinreißendem Wortwortschmuck, daß er keineswegs der Alltagsprosa zugeföhrt werden kann.

Martin Feuchtwanger.
Auri Wolhendel. Der reiche Staat. Stütze zum Problem einer neuen Staatsopere. Tübingen, Verlag S. Laupp, 1920.
Umsang und Art der Antikastung. Von Justizrat Dr. Reimer. Berlin 1920, Verlag von Franz Vahlen.
Kronen-Bücher, Band 60: „Sieben Schmetterlinge“, Roman von Andor Gabor. (Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin SW 68.)
August Friedrich Krause, Mutter. Roman. Oswald Thomas Verlag, Leipzig.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a., S. O. Ulrichstr. 68
Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 207 Donnerstag, den 16. September 1920

Phinele.

Roman von
Karl Hoffmann.

Nachdruck verboten.

Die Zionsmutter fand morgens um 5 Uhr im Prater statt, auf einem Platz zwischen dem Rindvieh und dem Heustademaßler. Die Bedingungen waren schwere: Pfoten, zehn Schritte, Kampfschicht.

Gustis' Angel ging dem Hauptmann Benedek hart am linken Oberarm vorbei. Fast im gleichen Augenblick sprang er einen harten Schlag auf der linken Brustseite, und die Sinne schwanden ihm.

Der Arzt konnte nicht viel tun. Brustschuß, hart über dem Herzen. Was entsetzt sich darüber, den Verwundeten schleunigst in das nahe gelegene Militärspital an der Maxter Linie zu bringen. Und zwei Stunden später lag Gusti dort still und fieberlich in den blendenweißen Kissen, von denen das schwarze Krankenhaas sich scharf abhob. Die Angel hatte man gefunden und herangezogen, und was sonst für den Schwerverwundeten geschehen konnte, war getan. Die Kertze waren gegangen, der Phinele lag am Bett, die Augen unverwandt und unbeweglich auf das blaße, junge Gesicht gerichtet.

Am diese Zeit lag Herr Swoboda im Zimmer des Oberstabsarztes. Die Geschäftstriebe nach Brunn hatte er aufgegeben, nachdem Franz Kraus ihm telefonisch das Nötigste gesagt hatte. Er hatte ein reiches Tempo nehmen lassen und war doch erst gegen 5 Uhr morgens in der Wohnung Gustis an der Babenbergstraße angekommen.

Er kam natürlich zu spät. Gusti war längst fort und Herr Swoboda verbrachte in der Wohnung des Sohnes ein hart trostloses Stundchen. Er ließ sich von dem Kranken einen tüchtigen Kaffee machen und versuchte auf dem Sofa wenigstens ein Stündchen zu verdammen. Aber das gelang ihm nicht. Er sprang auf und lief in fieberhafter Erregung auf und nieder; lief aus Fenster, wenn ein Wagen oder ein Auto in die Nähe kam, um wieder enttäuscht zurückzukehren.

Endlich, gegen 7 Uhr, erschien ein Kamerad Gustis', der als Schwarm aus Zweifeln pf be eiligt gewesen war, um für alle Fälle in der Wohnung die Meldung zu hinterlassen: Der Herr Kommandant sei plötzlich schwer erkrankt und befinde sich im Militärspital.

Swoboda, der nach der schlaflosen verbrachten Nacht nicht sehr vorzeitig erwacht, versuchte den Offizier auszufragen. Der aber war nicht und abgewandt und bedauerte, auch dem Herrn Vater Auskunft nicht geben zu können. Bessertig begehe sich Herr Swoboda ins Spital.

„Das ist Swoboda denn auch. Bevor er das Auto verließ, zapfte er an dem Bändchen seines Ordens, das er im Knopfloch trug, damit man nur ja auch sehe. Das konnte für alle Fälle gut sein.“

Der Arzt war ebenfalls außerst kühl und Herr Swoboda erkannte mit klarem Anstrich, daß er auch hier nicht zu imponieren vermochte.

„Die Bewundung ist sehr schwer und man kann im Augenblick gar nichts sagen.“

„Aber ob eine unmittelbare Weisung besteht — das wenigstens.“

„Auch das kann ich nicht sagen. Es wird für alle Fälle gut sein, wenn jemand von der Familie in erreichbarer Nähe ist.“

Swoboda erwiderte:

„Also denken Sie doch daran, daß —“

„Ich bin ja dankbar dafür, Herr Oberstabsarzt. Ich bleib dann hier und wohne wie immer im Sacher — wenn Sie freundlichst aufschreiben wollen. Aber jetzt, wenn ich den Gusti einmal sehen kommt?“

„Wozu? Er ist bewußtlos.“

„Aber einmal sehen möchte ich ihn halt, nur auf eine Minute.“

Der Arzt läutete und befohl einen eintretenden Gehilfen, den Herrn in das Zimmer des Herrn Kommandanten Swoboda zu führen. Aber keine Störung! Und nur ein paar Minuten!

Swoboda stand hilflos am Lager des Sohnes. Er wußte nicht recht, wie er sich gehen sollte, und es genierte ihn, daß der Wärter und der Lazarettgehilfe ihm beobachteten. Ein Vater, das begriff er, sollte nun wohl benezt und erschüttert sein; aber er empfand nichts und war innerlich so unbewegt, daß er selbst ein wenig darüber erschraf. So half er sich damit, die Hände zu verschlingen und ein möglichst bestimmtes Gesicht zu machen. Dabei fragte er sich, warum er eigentlich so dringend verlangt hatte, Gusti zu sehen. Nun ja, das hatte er doch tun müssen. Erstens, weil man nicht gleichgültig scheinen durfte, und dann auch — man konnte sich doch selbst ein Bild machen von dem, was vermutlich zu erwarten stand. Und während Swoboda den Sohn ansah, kam ihm die Ueberzeugung, daß Gusti nicht sterben werde. Er hatte Gusti wie einen lebenden Posten in seine Rechnung eingestellt, und es war ein fast unmöglich, daß dieser Posten nun mit einer Geste des Scheiters ausgehört werden sollte.

„Zitter schön, gnä' Herr —!“ mahnte der Gehilfe.

Da trat Swoboda ruhig und getrübt zurück. Er zog seine Brieftasche und reichte jedem der Gehilfen zehn Kronen.

„Gut pflegen,“ sagte er dabei. „Wenn mein Sohn sich durchreißt, — ich werde erkranklich sein.“

Die Wärter schienen beide das Ged ab. Swoboda sah sie dumm an und dann ging ein Grinsen über sein Gesicht. Wie dumm die Menschen doch waren. Aber wenn sie nicht wollten —!

Er steckte das Geld ge'lassen wieder ein und ging.

Während des Tages blieb er zu Hause. Erst schief er ein paar Stunden, spekte dann mit gutem Appetit und wartete auf die Zeitsraue. Er hat e Angst, daß die Geschichte breitet und sie zum Standaat machen könnten. Und dann, das begriff er, war es schwer, Gusti doch im Regiment zu lassen.

Die Zeitungen kamen, und alle brachten gleichlautend nur eine trodene Notiz, nicht einmal die Namen waren genannt. Da slog aber das runde Gesicht des Herrn Swoboda der Ausdruck tiefen Behagens: Es war wieder einmal gut gegangen und man hatte einen Standal nicht mehr zu fürchten.

Aus dem Spital kam keine Nachricht, das war nach Lage der Umstände ein gutes Zeichen, und schließlich wie nach einem gelungenen Tagemert ging Herr Swoboda zur Ruhe.

Am anderen Tag fuhr er nach der Maxter Linie hinaus, wurde beim Spital aber abgelenkt. Der Arzt hatte freigelegte Weisung gegeben, niemanden zu dem Kranken zu lassen, und er selbst war nicht zu sprechen. Damit mußte Swoboda sich zu trösten geben, und während er nun nach der inneren Stadt zurückfuhr, fragte er sich, was er nun mit seinen Tag anfangen sollte. Am liebsten wäre er abgereist, denn er vertug es nicht, untätig zu sein. Aber das ging natürlich nicht. Er hatte dem Arzt gesagt, daß er zunächst noch in Wien bleiben wollte und das mußte er nun auch. Aber schließlich — man konnte ja auch in Wien seine Zeit ausbringend verwenden. Da war die Sache mit dem Vetterbeizerges. Wieder die hatte er ohnehin schon einmal mit seinem Abwesen sprechen wollen. Und dann



schwebte ihm in dieser Ungelegenheit noch eine andere Lösung vor, die nur durch persönliche Verhandlung mit seinen Wiener Geschäftsfreunden zu machen war — na, und das konnte ja nun in aller Gemächlichkeit erledigt werden.

Drei Tage später fuhr er nach Ofiburg zurück. Gustf hatte er nicht wieder sehen dürfen, aber der Arzt gab nun wenigstens die Möglichkeit an, daß Gustf sich durchbringen konnte. Das genigte Herrn Zwoboda. Auch in geschäftlicher Hinsicht war er zufrieden. Ewar der Advokat hatte den Streitfall wenig zweifelnd dargestellt; aber die Geschäftsfreunde hatten ihm schon zu einer wesentlich einfacheren Lösung verholten: er hatte die erste Hypothek, die auf Phinee's Heimat land, jetzt in der Hand, und er durfte hoffen, auch die zweite noch zu bekommen.

V.

Phinee stand an offenen Fenster ihres Ateliers und atmete tief und zitternden Flügeln die staubige Luft ein, die draußen, von dem dahinstreifenden Zug aus der brütenden, trägen Hitze aufgeschwemmt, im Sonnenglast des glühend heißen August tanzte. Ihre Augen hingen gierig an der freundlichen Landschaft, aber sie suchte überall nur nach Kennzeichen, die auf die Wäse Wiens deuten könnten. Mein Gott, man fuhr nun doch schon so lange — fast neun Stunden! Da mußte Wien doch endlich zu sehen sein. Und daß man doch immer nicht die Donau sah! Phinee hatte daleim tagelang den Schulatlas studiert und wußte ganz genau, daß man ein ganzes Stück vor Wien an die Donau herankommen mußte. Und auf die Donau freute sie sich ganz besonders. Die war ihr wie die Befreiung aller Wienerischen, wie sie sich dachte: heil, freundlich, lieb und gauberooll.

Etoderat flog vorüber. Phinee hatte eifrig nach dem Stationsgebäude gesucht, und als sie's endlich erndet hatte, da war der Zug auch schon vorübergehüßt und sie hatte nur eine unllare Buchstabeerreie geehen.

„Mutterle, sag doch, wie lang das dauert! Was für eine Station ist denn das nun gewesen? Ob das nicht schon ein Borort von Wien war?“

„Ich weiß wirklich nicht, Kind,“ sagte Frau Gerlinde lächelnd, „aber ich glaub's auch nicht. Wir haben wohl noch ein Weilchen zu sah er.“

Phinee sah nach ihrer Uhr.

„Aber wie lang denn nur noch?“

„Mindestens eine halbe Stunde, den!“ id.“

„Mein Gott, so lange noch. Schredlich ist das!“

„Nun, nun, wenn's nichts Schredlicheres gibt —!“

Dann, hinter Kornenburg, blinnte plötzlich der Wasserpiegel der Donau auf — breit, in ruhiger Majestät.

Phinee blieb einen unterdrückten Schrei aus.

„Aber sieh doch, Mutter! Das ist doch die Donau! So groß und breit und schön!“ Und in ihre leuchtenden Augen stahl sich ein leuchtend Glanz.

„Ja, Lieblich, das wird wohl die Donau sein.“

Phinee beugte sich weit hinaus. Ihre Haare flogen im Winde, und ihre Blide eilten dem Zug weit voraus, Stromaufwärts und dorthin, wo Wien liegen mußte.

„Nicht so weit hinauslehnen!“ mahnte Frau Gerlinde.

Aber Phinee hörte nicht. Die Donau war schon wieder im Gelände verschwunden. Dafür kam man nun an die eigentlichen Vororte heran, in denen das ländliche Element von Großstädtischen schon stark beeinflusst war: Enzersdorf, Jedlersdorf, dann das ganz häßliche Zeblersee, vorüber an gewaltigen Werksstätten und Fabriken, an dem weit ausgebreiteten Floridsdorf vorbei, und dann endlich, domernnd, daß es einen den Wien verließ, die Donaubrücke. Phinee saltete unwillkürlich die Hände und sah mit launender Anndacht auf die gewaltigen Wassermaffen, die sich tief unten eisernoll dahinwählten: So groß hatte sie sich die Donau doch nicht vorgestellt. Die Elbe dahem war doch auch schon statlich und schön; aber die Donau —

Der Zug hatte die Brücke verlassen, und neue Eindrücke nahmen Phinee gefangen: Das war nun Wien! Während der Zug in die Brigittenau hineinfuhr, suchte sie das ganze Bild voraus zu umfassen, und da bildete ihr Bild an einer hochragenden, grauen Linie hängen, die aus dem Dunst und Glanz

der Ferne herüberglühte, und das Berg stand ihr fast still: Ob das der Stephansturm war? Und hastig wandte sie sich ins Atbell und zu Frau Gerlinde.

„Mutter — der Stephansturm!“

„Das wird er wohl sein. Und nun sind wir gleich da!“

Nun schlossen die Straßen sich fester zum Stadlängen zusammen. Der Turm verschwand hinter endlosen Häuserreihen, die weite Anlage des Nordbahnhofs tat sich auf und Frau Gerlinde machte sich eifertig am Gepäd zu schaffen.

„Nun komm aber, wir sind da.“

Phinee trat vom Fenster zurück, nahm hastig ein paar Gepädstücke und ging in den Seitengang hinaus, in dem die Reisenden, mit ihrem Gepäd beladen, sich eng zusammenbrängten. Dabei flogen ihre Blide zum Fenster hinaus, gierig und aufnahmehungrig, ob schon es nun wirklich nichts mehr zu sehen gab. Die schmutzigen Wagen, die auf den weiten Gleisanlagen herumstanden oder von weiff stark verakleten Rangiermaschinen hin- und hergezogen wurden; die schmutzigen Wärdertuben, die Schuppen und Gebäude, die sich an die Gleise heranbrängten: das alles imponierte ihr als Teil eines großen Ganzen, und hinter allem fühlte sie ohmend das große Wien.

Nun stand der Zug und die Türen wurden aufgerissen. Schiebend und geschoben gelangten Frau Gerlinde und Phinee zum Ausgang und auf den Beschiffte, und da hatte Professor Welsbach sie auch schon eripäht. Für Frau Gerlinde brachte er einen Strauß prächtvoller Rosen, und auf seinem guten Gesicht stand die heile Freude, als er die Weiten willkommen hieß.

Frau Gerlinde nahm die Rosen und rechts für einen Augenblick das Gesicht in die Wäse, dufende Küsse.

„Wie lieb! Und die wunderooollen Rosen! Herzlichsten Dank!“

„Ein Gruß vom Rabenberg,“ sagte er froh. „Meine Rosen stehen im zweiten Fior und ich habe die schönsten für Sie zum Willkomm geschnitten.“ Dann begrüßte er Phinee, die still und besangend bestand, in beiden Händen Kartons und kleine Päckereien. „Nun also herzlich willkommen auch Ihnen, mein liebes Fräulein —“

Phinee schrat ordentlich zusammen, während sie schnell die rechte Hand frei machte.

„Lieber Herr Professor — verzeihen Sie. Aber ich bin noch ganz benommen. Es ist so merkwürdig, doch ich nun wirklich in Wien bin.“

Er lachte froh.

„Nun, das gibt sich schon. Aber nun kommen Sie mal aus dem Gedränge, damit Sie von Wien auch etwas sehen.“ Er hatte einen Gepädträger herangewinkt, der das Kleingepäd an sich nahm. „Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir gleich nach Hause. Nach der langen Fahrt werden Sie das Bedürfnis haben, zur Ruhe zu kommen.“

Frau Gerlinde war natürlich einverstanden, und Phinee schwieg. Am liebsten wäre sie ja nun in der Stadt herumgelaufen, um nur ja gleich das Wichtigste und Schönste zu sehen. Aber sie begriff doch, daß das jetzt nicht gehe, und so sagte sie sich still.

Welsbach nahm ein Auto, das sie nach dem neuen Kaiser-Franz-Josephsbahnhof brachte, wo sie nach kurzen Aufenthalten den Zug nach Ruffdorf bestiegen.

In Ruffdorf mußten sie ein Weilchen warten bis zum Abgang des Zuges der Jahnradbahn. Welsbach erzählte inzwischen allerlei: von Heiligenhäufel, wo Beethoven so gerne gewellt; von den Beethovenhäusern in der Erntogasse und der Gringlzer Straße, vom Beethovenpark zwischen den Weinbergen — einem Weg, auf dem Beethoven mit Vorliebe seine Spaziergänge gemacht habe. Das alle werde er ihr zeigen. Es sei eigenartig, wie solche Stätten, die für sich selbst gar nichts Besonderes hätten, auf empfindliche Menschen wirken und wie von ihnen Schauer des ganz Persönlichen ausgingen, denen der Empfindsame sich nicht entziehen könne — auch dann nicht, wenn er die Stätten oft besuche.

Fortsetzung folgt.

Kybele.

Von Gustf Pined.

(Nachdruck verboten.)

Das Bild der Mutter Erde stand am Rande der Klippe, wie steil zum blauen Meer abfiel.

Der Schaum der Brandung spritzte manchmal hoch empor, wenn das Meer seine weißen Einzigellen gegen den Fuß der Klippe rollte, aber der weiße Wüß erreichte nicht das Marmorbild, das ruhig und sicher droben stand in seiner weinen klaren Schönheit.

Ringum wuchsen dunkle Obstbäume, saßliche Kasteeen und Appresen, die Palmenstüpfel rauschten in der warmen Luft, und über dem Ganzen wölbte sich das tiefe satte Blau des süßlichen Himmels.

Seitler war es heilig.

Vor vielen Jahren, erzählte die Sage, war einst ein junger Künstler aus der Fremde in diese Gegend gekommen, mit lebendigen Augen und dunklen brennenden Wangen in dem klaren Licht. Er schlug dort seine Werkstatl auf und arbeitete dort Tag und Nacht an einem großen Marmorbild, daß die Schläge seines Meißels das Brausen des Meeres überhört. Und er gab dem Steinbild die Züge des Weibes, das er geliebt und das in der Ferne die fremde Erde bedekte, und schuf es so herrlich schön, wie nur ein Kunstler der Liebe werden kann, und dann, als es fertig bestand, war er sich vor ihm nieder und schlang die Arme um den nahen Stein und weinte heiße Tränen in den Schoß der Göttin, und ein Schrei wie aus der Brust eines gemarterten Tieman hallte über das Meer hin. Am anderen Tage aber fanden sie ihn tot zu den Füßen des Götterbildes.

Seitler war es heilig.

Manchmal in tiefer Nacht, wenn das kluge Mondlicht in den Falten des Gewandes herabfiel und der erhobene Arm weiß und rund durch die klare Luft schimmerte, warb es zu den Füßen der Göttin lebendig.

Aus den dunklen Appresenblüthen trug sich seltsame Gestalten in losen, flatternden Gewändern, mit qualmenben Fadeln und Handpaufen, mit blühenden scharfen Dolchen, mit dunklen Wärdträngern auf dem Haupt. Und sie tanzten und jagzten mit heller, scharfer Stimme durch die Nacht, sie warfen die brennenden Fadeln hoch in die Luft und fingen sie im Sprunge wieder auf, sie zerrissen ihre leichten Gewänder und tanzten nat weiter, und immer wilder ward die Luft und immer toller der Reigen der Tanzenden, und in die Schreie der Verjüngung tönten Schmerzstufen, da flammte ein brennendes Gewand und dort zuckte es auf, wenn die Flammen das Haar einer Tanzenden verfangen, und immer lauter tönten die Zimbeln und Handpaufen, immer lauter das Echo der Rasenden, durch die Luft, bis sie leuchtend und mit schaumbedeckten Leibern niederstürzten vor dem Götterbild.

Aber die Göttin stand in ihrer kalten Schönheit da und blühte aus dem feineren Ansehen über die Tanzenden hinweg nach dem Ofsen und grüßte den jungen Tag, der dort aus dem Meer stieg und ihren weißen Leib mit voffem Licht abergoß.

Und fromme Hände bauten einen Tempel um das Marmorbild und schmückten ihn mit Statuen und stellten Weihgeschenke von Gold und Silber und duftenden Blumen hinein.

Aber dann kamen andere Zeiten und andere Menschen und andere Götter.

Die schmückenden Scharen hatten die Göttin verlassen, denn die wilden Strombeerranen wütherten dicht um den Tempel, und seine Wände sanken in Trümmer, und wüßten den verdorbenen Säulenkapitälern wüßten wilde Blumen. Das Sand aber hallte wieder von Kriegsgeschrei, denn die fremden Barbaren aus dem Norden kamen auf ihren Draehenschiffen und waren Feuer in die stillen Dörfer und schlugen die Warmmördert in Trümmer.

Eines Tages landete das Schiff eines Wikings an der einsamen Küste. Der Eroberer stand vorne bei den geschäftigen Draehenschiffen und legte die Hand an den Schwertknäuf. Und in den lauen Wind hinein, der ihm die Wäste fremder Völkern entgegenrug, sprach er leise einen Namen: „Helga“.

Der Wind verwehte den Namen mit dem Wäldendust; aber als die wilden Wiondbärie aus Sand stiegen und nach Schöphen suchten, blieb der Fürst allein zurück und stieg langsam zur Klippe empor — und plötzlich leuchtete es durch die dunklen Appresen und eine erhobene Hand schimmerte in der

Wäste. Und der fremde Eroberer blühte zu dem Steinbild empor — weiß glänzte der Naden und die herrliche, halb verhüllte Wäste — und er stieß wieder ganz leise — Helga . . . Aber als keine Antwort kam und mit wildem Hallo das Marmorbild gerümmern wollten, weil sich ringsum nichts zu gerümmern fand, da fuhr der Fürst aus seinem Sinnen — empor und gebot Halt, er selbst zog sein Schwert und hob die angegriffene Hand ab und steckte sie in sein Gewand. Und dann fuhr sie alle fort und zogen weiter aus auf neue Beute.

Das Bild stand wieder einsam da, und sein Atbell wurde rauch, als hätte das Alter Anngeln hineingegraben.

Einst kamen die Irenel derer, die damals um das Götterbild gelangt hatten, ein langer trauriger Zug, mit Lumpen um die schönen Glieder und Tränen in den Augen; und sie gruben ein Loch in den Boden und senkten die Göttin hinein, Erde und Heilig wurde nachgehoren, bis das letzte Stüchden Marmor verschwunden war, und dann wählten sie schwere Steine über das Grab und zogen fort in die Fremde.

Die Göttin war vergessen und tot.

Und wieder kamen andere Zeiten und andere Götter und andere Menschen, die ihren blühenden Leib in rauhe Gewänder hüllten und in der Stille und Verborgenheit ihren Gott verehrten mit Beten und Fasten und Almosen spenden, und nachahmen in der Einsamkeit der Widnis über Leben und Tod und Verkärung.

Einst gruben fromme, einsättige Hände um der Stelle, wo das stille, blühende Grab der Göttin lag, die Erde auf, um den Grund zu einer Kapelle zu legen. Da tauchte ein Arm empor und eine weiße Schulter, vorstüßiger stüßten sie den Spaten, und endlich hoben sie das Kunstwerk heraus und fanden gebendot von seiner Schönheit. Sie wußten nicht, was es darstellte. Aber weil sie ein Bild für das Heiligum brauchten und die schönheitsverlassenen Hände keines schaffen konnten, so wußten sie den Marmor wieder rein in dem klaren Wasser der Bergquelle und wühlten den herrlichen Leib der Mutter Erde mit einem Wästel aus blassen Erde; mit goldenen Sternen besäht. Dann fügten sie statt der abgetroffenen Hand eine goldene an und bauten ein Heiligum um das Bild.

Und es kamen aus weiter Ferne große Jäger von frommen Vögeln mit fliegenden Föhnen und schmerzhaftig feierlichen Gesangs und sie beteten inbrünstig und heiß vor dem Bilde und verbrannten Weihrauch um zu Ehren und taten Gebärd und Bitten. Aber in den ersten Geschichten und kammergerüsteten Sittnen las die Göttin das alle Weh und dieselbe Sehnsucht nach Glück und Frieden wie vor tausend Jahren, und dieselbe bange Frage nach den dunklen Klüften des Daseins. Keinen konnte sie helfen. Sie war ja ein kalter Stein.

Wenn die goldenen Tore des Tempels offen standen und das Sonnenlicht hereinflutete, da blühten die Reineren Augen der alten Mutter Appelle wieder wie einst auf das blaue, emige Meer. Und es rauschte und schäumte und wühlte seine heilige Fluten an den Fuß der Klippe wie damals, als das Gnadensbild noch droben gestanden hatte in der freien Luft; aber seine tosende Brandung war härter und wilder als der fromme Pilgergesang, den der Wind vom Rande herüberwehte, bis der letzte Ton im Gefolge der Wogen erstarb.

Waffenabgabe.

Von Gustf Pined.

(Nachdruck verboten.)

Bei uns fängt sie jetzt erst richtig an, die Waffenabgabe. Im freigelegten Italien dahingegen war es schon immer verboten, Waffen zu besitzen. Und bei meiner letzten italienischen Reise hat mich mein kleiner, hübschlicher Taschenrevolver in eine bitter peinliche Situation gebracht.

Wir hatten die Nacht im Grand Hotel Marina verbracht. Als ich mich morgens zum Weitermarschieren rüstete, legte meine Frau den Finger auf den aufgeschlagenen Wädeker „Italien“; da fand zu lesen: „Die Führung von Waffen wird mit Gefängnisstrafe geahndet.“

„Geahndet, bitte!“ sagte meine Frau. „Daß du Luft gehandelt zu werden? Ich meinerseits wünsche aus Italien umgehndet nach Berlin zurückzukommen.“

„Gott! meinen minzigen Taschenrevolver werden die Deutschen Carabinieri nicht gleich erndeten.“

